

Titos Patrikios

Das Haus

I.

Das Haus, in dem ich groß geworden bin,
war eine Wohnung im letzten Stock eines großen Mietshauses;
wie ein Dampfer überragte es alle anderen Häuser ringsum.
Von der Dachterrasse blickten wir über ganz Athen,
aber bei Fliegeralarm mussten wir in den Luftschutzkeller.
Ich aber lief ihnen davon, und fuhr immer rauf und runter mit dem
Fahrstuhl, denn so einen hatte damals
keiner von meinen Klassenkameraden.
Wenn ich fertig war mit den Hausaufgaben -
Altgriechisch, Mathematik, Französisch, Englisch,
sogar dem Klavierüben -, dann nahm ich mein Fahrrad,
schwang mich auf den Sattel,
drehte Runden mit Kunststücken und träumte von einem Moped.
Oder ich hörte Musik, Schallplatten,
die ich auf das RCA-Grammophon legte.
Die Wohnung war groß, Salon und Esszimmer,
ein Arbeitszimmer für meinen Vater und eines für mich,
getrennte Schlafzimmer für alle, sogar für die Großmutter -
und für den einen oder anderen Onkel.
Diese Wohnung gehörte zwar nicht uns;
Eigentümer des Hauses war ein Papiergroßhändler,
aber das kümmerte uns nicht -
für uns war es „unser Haus“.

*Um alles über ein Haus zu sagen,
musst du ein größeres aus Worten bauen,
aber zum Dichten braucht man nicht viele Worte,
doch das kümmert mich jetzt auch nicht mehr.*

II.

Von einem Balkon unseres Hauses
sah ich, wie Piräus bombardiert wurde,
wie der Hafen in Flammen stand.
Wie Teufel heulten die Stukas über unseren Köpfen.
Vom anderen Balkon sahen wir später,
in eisiger Angst und Hass erstarrt,
die gepanzerten Fahrzeugkolonnen der Deutschen,
erhobenen Hauptes besetzten sie Athen.
Dann war die Stadt voll mit unseren Soldaten.
Zu Fuß kamen sie „zurück von der Front“
- so sagten wir, aber eine Front gab es nicht mehr.
die Uniformen zerrissen, die Stiefel ungeschnürt,
Versehrte auf Krücken, manche mit verbundenem Kopf
oder einem Arm in der Binde.
Und danach jener schreckliche Winter,
mit dem Schnee, der Hungersnot, dem Tod auf den Straßen.
Um in meine Schule zu kommen,
musste ich jeden Morgen über zwei oder drei Tote steigen.
denn nachts kauerten die Menschen auch an der Schulpforte -
wo sie in Hunger und Kälte erstarrten.
Als die Deutschen begannen die Juden zu vernichten,
versteckte jemand unseren Hausbesitzer, den Juden,
zusammen mit seinem Bruder und seinem Vater.
Niemand hat sie je verraten, niemals.
Wir, wie auch alle anderen Mieter der fünf Etagen,
zahlten jeden Monat regulär unsre Miete -
doch nur den Mindestbetrag, laut Mietergesetz .
Niemand hat es auch nur ein einziges Mal versäumt.

*Wenn die Häuser nicht unter Bomben einstürzen,
wenn sie nicht verbrennen und auch kein Erdbeben sie zerstört,
dann leben sie länger als die Menschen.
Wenn die Menschen nicht im Krieg umkommen,
nicht vorzeitig gehen - nach einem Unfall oder nach einer Krankheit -
leben sie mehrere Leben, viel mehr als die Häuser.
Aber die Häuser - wie lange sie auch stehen mögen -
bleiben stumm, wenn es keine Überlebenden gibt,
um Zeugnis abzulegen.*

III.

In diesem Haus habe ich den Krieg kennengelernt und die Besatzung,
den Traum der Befreiung und den Alptraum des Bürgerkriegs;
dort erlebte ich die ersten Wirrnisse der Liebe,
die Veränderungen des Körpers, das Leiden der Seele,
und ich fragte mich, ob es sie denn gibt, die Seele.
Bis ich dann überwechselte von der Gewissheit des einen Glaubens
zu einer anderen Gewissheit, die mir sicherer erschien.
In diesem Haus verwandelte sich für mich der Genuss des Lesens
zur Qual des Schreibens - zusammen mit dem Ehrgeiz,
eins meiner Gedichte gedruckt zu sehen, in einer Zeitschrift, einem Blatt,
- und sei es auch nur in einem für die Jugend.
Bis ich das Dichten wieder sein ließ,
um mit meinen neu gewonnenen Genossen
Parolen an Häuserwände zu pinseln, zuerst mit grüner, später mit roter
Farbe.
Dort begann auch mein neues Leben mit den Parolen des Todes:
„Tod den Besatzern!“, „Tod dem Faschismus!“, „Tod den Verrätern!“
Aber auch das frühere Leben, das wir nun verwarfen, ging weiter
auf Tanzpartys, eng mit einem Mädchen umschlungen,
oder bei Bordell-Ausflügen mit einem Freund.
In diesem Haus, hinter Wörterbüchern, Romanen und Anthologien,
versteckte ich verbotenes Material, manchmal auch Waffen.
Dort auch wies mich eines Tages meine Mutter zurecht,
weil ich zu spät zum Essen erschien, aber sie wusste nicht,
dass ich gerade dem Tod von der Schippe gesprungen war.
Von dort aus brach ich zu den Dezember-Kämpfen auf,
damals, als so viele getötet wurden –
nicht weit weg, sondern direkt neben mir und auch wieder
in der Nachbarschaft, gleich neben meiner Schule,
als sie uns „*Athen wegnahmen, aber nur für einen Monat*“ -
so sangen wir, als wir aufbrachen zu den Partisanen in die Berge.

*Die Ereignisse veränderten sich in rasender Geschwindigkeit
und damit auch alle Anderen,
obwohl ich manchmal dachte, ich allein hätte mich verändert.
Mit uns veränderten sich auch die Häuser,
manchmal sogar noch mehr als die Menschen,
doch meist ohne Vorankündigung.*

IV.

Als wir zurückkamen, fanden wir unser Haus geplündert
von Leuten aus der Nachbarschaft.

Die eine Hälfte hatte der Hauseigentümer in Beschlag genommen,
die andere ein Polizist mit seiner Frau.

Trotzdem schafften wir es wieder hineinzukommen;
mit unserem Krach machten wir dann dem Wirt das Leben schwer, bis er
sich genötigt sah auszuziehen.

Die anderen überredeten wir, sich doch mit nur einem Zimmer zu
begnügen, eben mit jenem, das sie am liebsten hatten,
bis sie schließlich das Gefühl hatten, zur Familie zu gehören.

Der Polizist hat uns nie verraten, und so wurde es wieder unser Haus.

Wir brachten Freunde und Verwandte unter.

Von dort aus brach auch Onkel Jorgos nach Chalkida auf,
wo er getötet wurde, dorthin brachten sie meinen Vater
mit einer klaffenden Wunde am Kopf,

als sie ihn im Theater niedergeschlagen hatten.

Dort versteckten wir Verfolgte, auch einen Illegalen.

Als man ihn festnahm, hat er im Verhör alles verraten.

Von dort aus brachten sie mich eines Nachts nach Makronissos;

ich kam in Einzelhaft, mit den Wachen ringsum;

von dort aus erneut gefesselt in die Verbannung.

In diesem Haus warteten wir später

die ganze Nacht lang auf die Wahlergebnisse -
immer mit der Hoffnung auf einen guten Ausgang.

An anderen Tagen spielten sie dort Karten bis zum Morgengrauen.

In diesem Haus plante ich mit Freunden ernsthafte Bücher und
Literaturhefte; dort veranstalteten wir Partys - auch diese ernsthaft,
und ich kämpfte für die Zukunft, litt schwer unter Liebschaften, die mit
Zusammenstößen endeten.

Ich war schon zur Dichtung zurückgekehrt und schrieb:

*„Niemand hat mich zum Schützengraben der Revolution beordert,
und niemand kann mich daraus entlassen.“*

Die Revolution habe ich nicht verlassen,

so glaubte ich wenigstens, auch dann noch nicht

als es gar keinen Schützengraben mehr gab;

auch noch, als ich das Recht mancher Gegner der Revolution verteidigte
oder auch mein eigenes Recht gegenüber der Revolution;

auch noch, als meine früheren Genossen

Gericht über mich hielten und mich verurteilten.

*Von all dem, was ich dort erlebte, übergehe ich so einiges,
anderes ist mir entfallen, doch wie alle Schriftsteller,
entdecke ich es wieder – jetzt in diesem Augenblick, da ich schreibe.*

V.

Als wir das Haus bezogen, war ich zwölf Jahre alt,
durchlief aufeinander folgende Phasen
eines anfangs zügellosen, dann wörterbesessenen
und schließlich politisch kontrollierten Wahnsinns.
Dabei entflamten mich Ideen, von denen manche Taten wurden,
andere schlugen sich nieder in Texten aller Art;
andere verzerrten sich so stark, dass sie mich erschreckten.
Lange Zeit schwankte ich hin und her
zwischen erklärtem Glauben und immer noch unerklärtem Zweifel;
ich sehnte mich nach Reisen, die mir bis dahin ganz unmöglich waren,
da ich festgenagelt blieb, manchmal wegen Krankheit,
manchmal wegen Polizeiverboten,
manchmal aber auch einfach aus Geldmangel.
Im Haus entschloss ich mich, meine Stimme nicht länger zu ersticken.
Nur dass ich dafür einen höheren Preis bezahlen musste,
als ich mir bis dahin vorgestellt hatte.
Dort spürte ich auch, dass irgendwo etwas auf mich wartete,
etwas Bedeutsames, etwas für mich ganz Persönliches,
zu dem ich aber nicht gelangen konnte,
weil sich ständig anderes vordrängte,
Pflichten, denen nicht gerecht zu werden ich Angst hatte.
Obwohl ich sah, wie sich die Leute an ihre Posten klammerten,
an ihre Sessel im Büro,
wie manche Genossen mal auftauchten, mal wieder verschwanden
je nach Polit-Entscheidungen und Anweisungen von oben.
In diesem Haus tat mein Vater seinen letzten Atemzug,
aber ich rannte an dem Tag gerade woanders herum
für Freunde und für die Partei.

*Während ich mir noch einmal überlege, was ich gesagt
und was ich hier weggelassen habe, frage ich mich:
Ist das denn möglich, dass ich schon damals glaubte -
und jetzt noch immer glaube - ,
dass ich es war, der immer recht hatte?*

VI.

Als wir das Haus räumten, meine Mutter in Tränen,
war ich bereits fünfunddreißig, in einem Alter,
in dem sich für manche Vorläufiges stabilisiert,
für andere Sicheres zusammenbricht - eins nach dem anderen.
Ich allerdings war schon seit Jahren nach Paris gegangen,
nicht etwa, wie manche sagen, ins selbst gewählte Exil -
niemand geht freiwillig ins Exil - auch nicht,
um mich von einer höheren Macht befreien zu lassen,
denn auch die höheren Mächte haben es an sich, dich zu beherrschen.
Vielmehr bin ich gegangen, um frei zu werden, alleine,
um mich zu befreien, anderen nahe zu kommen, sie anzuhören,
sie zu berühren, ohne Vorbedingungen.
Dies habe ich erst später verstanden,
als ich dann ständig Häuser, Wohnungen, Zimmer und Hotels wechselte,
entweder, weil ich es selber so wollte,
oder weil ich es gerade noch geschafft hatte zu gehen,
wenn ich wegen einer anderen Liebe der Dichtung untreu wurde.
Aber sie wartete auf mich, sie empfing mich wieder,
wenn ich Angriffe erlitt - selbst solche von treuen Freunden;
oder wenn ich mir notgedrungen
und mit Verspätung eingestehen musste,
dass oft auch eine Freundschaft genauso endet wie die Liebe:
mit Dramen, mit Überdruß und Gleichgültigkeit;
oder wenn mich die Betrachtung von Menschen und Gegenständen
reicher machte, ohne mich zu retten,
mich vor Fehlritten zu bewahren;
oder wenn eine neue Liebe alles verändert hatte,
alles was ich zuvor gekannt und mir vorgestellt hatte,
oder wenn sie auch mich selber - trotz meines Widerstandes -
veränderte.

*Wie dem auch sei - ich schreibe von Dingen,
über die schon tausend Dichter geschrieben haben -
sagen wir auch jetzt über das Haus;
dennoch schreibe ich, als hätte noch keiner
darüber geschrieben.*

*Diese ungewollte Naivität
könnte mich vielleicht auch retten.
Was aber nun jenes Haus betrifft;
heute sitzt dort eine Steuerbehörde.
Ihre Büros breiten sich aus
über alle fünf Etagen.*